

Walter Siebel

**Ist Nachbarschaft heute noch möglich?**

Die Antwort auf die im Titel gestellte Frage ist ohne Umschweife: Ja. Menschen sind soziale Wesen. Ohne in soziale Beziehungen eingebettet zu sein, könnten sie weder materiell noch psychisch überleben. Soweit es sich um informelle Beziehungen handelt, beruhen sie auf Verwandtschaft, Freundschaft oder auf räumlicher Nähe. Letztere nennt man Nachbarschaft. Aber welche Qualität diese sozialen Beziehungen annehmen und welche Rolle sie spielen, ist historisch wandelbar. In vormodernen Gesellschaften war Nachbarschaft eine auf ökonomischer Notwendigkeit beruhende, von sozialen Normen strikt geregelte Gemeinschaft. Diese Form von Nachbarschaft existiert nicht mehr. Im ersten Teil wird erklärt, weshalb (I). Im zweiten Teil werden die heutigen Formen nachbarlichen Verhaltens beschrieben (II). Den Schluss bildet ein Ausblick in die Zukunft von Nachbarschaft. Nachbarschaft wird es auch in Zukunft und auch in der modernen Großstadt geben. Sie kann wichtige Funktionen für bestimmte Gruppen erfüllen. Aber künftige Nachbarschaften werden wenig gemein haben mit dem dichten und unentrinnbaren Geflecht sozialer und ökonomischer Abhängigkeiten in vormodernen dörflichen Nachbarschaften (III).

#### I

Nachbarschaft lässt sich definieren als „eine soziale Gruppe, deren Mitglieder primär wegen der Gemeinsamkeit des Wohnortes miteinander interagieren“ (Hamm, 1973, 18). Nachbarschaft meint ein soziales Beziehungsgeflecht aufgrund räumlicher Nähe des Wohnens. Aber räumliche Nähe für sich genommen schafft keine soziale Beziehung. Sie ist nur eine technische Bedingung von direkten, sog. „Face-to-Face“-Kontakten. Damit aus räumlicher Nähe soziale Nachbarschaft werden kann, sind weitere, soziale Faktoren nötig: gemeinsame Interessen, übereinstimmende Verhaltensnormen, Ähnlichkeiten der sozialen Lage und des Lebensstils. Der räumlich nahe Wohnende muss auch sozial nahe sein, damit eine Gemeinschaft der Nachbarn entstehen kann. Das war in den Dörfern der Vormoderne selbstverständlich. Nachbar leitet sich her aus dem mittelhochdeutschen „nahgebur“: der nahe Wohnende, aber auch der nahe Bauer (Kluge, 1995). Der Nachbar war von gleichem Stand, arbeitete und lebte unter denselben oder doch unter sehr ähnlichen Verhältnissen. Wer sich räumlich nah war, der war sich auch sozial nah, man war denselben Nöten und Zwängen unterworfen und zur Bewältigung des eigenen Alltags unausweichlich aufeinander angewiesen. Und man blieb meist sein Leben lang Mitglied

ein und derselben Dorfgemeinschaft. Nachbarschaft war Schicksal. Auf dieser Basis ökonomischer Notwendigkeit, gleicher Interessenlage, sozialer Nähe und Unentrinnbarkeit entwickelten sich strenge Normen nachbarlichen Verhaltens, deren Einhaltung die Nachbarn mit scharfen Sanktionen erzwingen konnten.

Diese objektive Basis hat Nachbarschaft heute verloren. Man ist nicht mehr ökonomisch auf seine Nachbarn angewiesen und man teilt mit ihnen auch nicht mehr notwendigerweise dieselben Werte und Normen. Auch die Allmende, die von den Nachbarn gemeinsam genutzt und verwaltet wurde, ist verschwunden. Mit der industriellen Urbanisierung wurde die Arbeit aus dem Wohnzusammenhang herausgelöst und am gesonderten Ort, im Betrieb, organisiert. Damit entstand erst das uns heute so selbstverständliche Gegenüber von Arbeitszeit und Freizeit. Es entstand auch das Gegenüber von Wohn- und Arbeitsort. Wohnung und Wohnumgebung wurden zu Orten von Konsum und Freizeit. Nachbarschaft war keine Produktionsgemeinschaft mehr. Damit schwand die ökonomische Angewiesenheit auf die Nachbarn. Die Gemeinsamkeiten mit den Nachbarn wurden auf das Leben jenseits des Berufs eingeeengt. Im Zusammenhang der Selbsthilfeaktivitäten beim Hausbau finden sich auch heute noch produktive nachbarliche Hilfeleistungen, allerdings vornehmlich auf dem Land, wo die Voraussetzungen für produktive informelle Arbeit eher vorhanden sind: verfügbare Flächen und soziales Kapital aus der Verwandtschaft und eben auch aus den Resten traditioneller Nachbarschaft (Jessen/Siebel, 1988).

Wohlstand, moderne Kommunikations- und Verkehrsmittel und die sozialen Netze des Wohlfahrtsstaates machen heute nachbarliche Hilfssysteme weitgehend überflüssig. Vereine, politische Parteien und öffentliche Institutionen decken einen Großteil der Kommunikationsbedürfnisse und Aktivitäten ab, die früher vornehmlich innerhalb der Nachbarschaft stattfanden. Die modernen Kommunikationsmedien schließlich haben den Nachbarn als Informationsquelle entwertet. Informationen aus der Nachbarschaft sind zum Klatsch heruntergekommen, dem zahnlosen Restbestand jener einstmaligen mächtigen gegenseitigen Kontrolle unter Nachbarn.

Die Differenzierung der Berufe, die Individualisierung, die Pluralisierung der Lebensstile reduzieren heute auch die sozialen Gemeinsamkeiten unter den Nachbarn. Das hat die Chancen verringert, innerhalb der Nachbarschaft Gleichgesinnte zu finden, mit denen man Bekannt-

schaft und Freundschaft schließen möchte. Verwandte sind ebenfalls immer seltener auch Nachbarn. Das zwingt dazu, seine Verkehrskreise über die ganze Stadt und weit darüber hinaus auszudehnen. Soziale Beziehungen lösen sich von unmittelbarer räumlicher Nähe. Solche Enträumlichung von Verwandtschaft, Bekanntschaft und Freundschaft ist technisch ermöglicht worden durch die modernen Verkehrs- und Informationstechnologien, ökonomisch durch steigenden Wohlstand und zeitlich durch die Ausweitung der arbeitsfreien Zeit.

Die räumliche und zeitliche Trennung von Wohnen und Arbeiten bedingte, dass die mit Arbeit befassten nicht oder nur entfernt verwandten Mitglieder den Haushalt verließen: die Knechte und Mägde, die Gesellen und Gehilfen. Zurück in der Wohnung blieb die Kernfamilie von Vater, Mutter und Kindern. Damit entstand erst die Möglichkeit zur Intimisierung einer privaten Sphäre in der Wohnung, die nun gegen den neugierigen und kontrollierenden Blick von außen abgeschirmt werden konnte. Der Blick des Nachbarn aber ist besonders problematisch, weil man dem Nachbarn anders als dem flüchtig vorübergehenden Fremden immer wieder begegnet. Also schützt man seine Privatsphäre gerade gegenüber den Nachbarn. Die Beziehungen werden versachlicht, man nimmt anders als früher nicht mehr selbstverständlich am Familienleben der Nachbarn teil. Man hält Abstand, zeigt keine Neugier und schon gar nicht mischt man sich in die Angelegenheiten von Nachbarn ein. Insbesondere vermeidet man Verpflichtungen. Da man Nachbarn anders als Freunde und Verwandte, zu denen man Kontakte hält oder eben nicht, nur durch Umzug auswechseln kann, werden die Kontakte zu Nachbarn bewusst auf der Ebene einer vorsichtig-höflichen Distanz gehalten. Die wichtigste Norm gutnachbarlichen Verhaltens ist die Distanznorm.

Der Funktionsverlust nachbarlicher Beziehungen, ihre Reduktion auf Grußkontakte und der Rückzug in die eigene Privatheit sind in zahlreichen Studien seit den 1960er Jahren beschrieben worden (Vgl. z.B. Oswald, 1966, 120 ff.; Hamm, 1973). Angesichts dieser empirisch immer wieder bestätigten Erosion von Nachbarschaft als einer auf räumlicher Nähe beruhenden sozialen Beziehung wird in einer neueren Untersuchung Nachbarschaft nur noch räumlich definiert, ohne Nachbarschaft als eine soziale Tatsache zu erwähnen: „Quite simply, a neighbourhood is a geographically circumscribed, built environment that people use practically and symbolically“ (Blokland, 2003, 213).

## II

Aus all diesen Gründen hat der Städter heute im Vergleich zum vor-modernen Dorf weniger und weniger intensive Kontakte zu seinen Nachbarn. Misst man sein Nachbarschaftsverhalten am Maßstab der traditionellen Dorfgemeinschaft, kann man nur noch Verfallsgeschichten erzählen. Das hat die konservative Stadtkritik getan, die in der modernen Großstadt nur noch Vereinsamung und Anomie erkennen konnte. Aber der normative Bezug auf das Modell traditionaler dörflicher Nachbarschaft führt dreifach in die Irre:

Erstens wird die Realität des modernen Großstädtlers verzerrt. Der Großstädter ist keineswegs einsam, nur weil er weniger Kontakte zu seinen Nachbarn pflegt. Er hat nicht weniger, er hat vielmehr andere Kontakte, als es die vormoderne Nachbarschaft zuließ. In einer Untersuchung von zwei Hamburger Siedlungen hat Helmut Klages schon 1958 festgestellt, dass ganze sechs Prozent aller Bekanntschaftsbeziehungen der Befragten aufgrund der Tatsache des Nebeneinanderwohnens zustande gekommen waren. Sieben weitere Prozent von allen Bekanntschaftsbeziehungen wurden durch das nachbarliche Zusammenwohnen intensiviert (Klages, 158 ff.).

Zweitens wird die Qualität städtischer Kontakte verkannt. Die Ausweitung seiner Verkehrskreise weit über die engere räumliche Nachbarschaft hinaus hat die Optionen der Städter enorm erweitert. Man kann sich unter der Bevölkerung der ganzen Region und sogar darüber hinaus seine Freunde und Bekannten auswählen, und selbst zu den entfernter wohnenden Verwandten hält man enge Beziehungen aufrecht, wenn man nur will. Moderne Kontaktnetze beruhen auf Wahlfreiheit, was auch beinhaltet, unerwünschte Beziehungen abbrechen zu können. Wahlfreiheit aber ermöglicht intensivere Freundschaften als die vorgegebenen Beziehungen innerhalb einer Dorfgemeinschaft.

Drittens verkennt der normative Rückbezug auf das vormoderne Dorf die Anpassungszwänge der dörflichen Gemeinschaft. Stadtluft macht nicht zuletzt deshalb frei, weil man als Städter nicht mehr den unentrinnbar dichten Kontrollen des Dorfes unterworfen ist. Die Stadt erlaubt ein Ausmaß an Individualisierung, das in der Enge der vormodernen Dorfgemeinschaft undenkbar war. Das zeigt sich selbst im Nachbarschaftsverhalten: Die Kontakte des Städters zu seinen Nachbarn sind nicht nur beliebig, sehr allgemein und unverbindlich, sie sind auch

zunehmend individualisiert; jedes Familienmitglied kann seinen eigenen nachbarlichen Verkehrskreis haben.

Die These vom Funktionsverlust von Nachbarschaft gilt auch nicht für alle Stadtbewohner. Für Kinder und alte Menschen ist Nachbarschaft nach wie vor von großer Bedeutung, da sie über die sozialen Kompetenzen und über die Mobilität zum Aufbau und zur Stabilisierung von weiträumigen Kontaktnetzen noch nicht oder nicht mehr verfügen. Für Frauen mit kleinen Kindern, insbesondere für Alleinerziehende, aber auch für Angehörige der Unterschicht gilt Ähnliches. Dichte nachbarliche Beziehungen findet man heute in Großstädten als Reste eines traditionellen Arbeitermilieus. Aber diese Milieus schwinden, weil die Armut, die die Arbeiter zusammenführte, ebenso geschwunden ist wie die Homogenität der Lebenslagen, die eine wesentliche Voraussetzung für funktionierende Nachbarschaften ist.

Die traditionelle dörfliche Nachbarschaft war eine Notgemeinschaft. Im vormodernen Dorf war die Not allgegenwärtig und die Dorfbewohner waren ihr gleichermaßen unterworfen. Folglich entwickelten sich auch dauerhafte und verbindliche Hilfsnetze. Heute in der Stadt sind Notsituationen die Ausnahme, sie begründen deshalb keine dauerhaften und verbindlichen Nachbarschaften. Trotzdem gibt es auch heute noch Notsituationen, in denen Nachbarn stärker miteinander kooperieren. Das war nach dem Krieg so und es ist nach Naturkatastrophen oder bei Feuer immer noch der Fall. Typische Situationen intensiverer Zusammenarbeit unter Nachbarn ergeben sich auch, wenn eine neu gebaute Siedlung besiedelt wird. In solchen „Pioniersituationen“ herrscht anfangs oft ein reges nachbarschaftliches Zusammenleben und -arbeiten. Ist aber die Pioniersituation überwunden, üblicherweise nach zwei Jahren, reduziert sich das anfänglich intensive Nachbarschaftsleben auf die Normalität eines höflich-vorsichtigen Distanzverhaltens (Oswald, 1966, 145).

Auch jenseits von Ausnahmesituationen, im Alltag des heutigen Städters, kommt gegenseitige Hilfe unter Nachbarn vor. Aber der Kreis derer, deren Hilfen man in Anspruch nimmt, bleibt auf sehr wenige Nachbarn eingeschränkt, meist nicht mehr als vier oder fünf Haushalte. Und diese „Notnachbarn“ werden häufig gezielt ausgesucht. Keineswegs müssen es diejenigen sein, die direkt nebenan wohnen. Auch hier ist die soziale Nähe wichtiger als die räumliche. Die erbetenen Leistungen bleiben inhaltlich beschränkt auf kleine Aushilfen, man leiht sich etwas kurz-

fristig aus, passt gelegentlich auf die Kinder auf und hilft vorübergehend etwa bei Krankheit. Nachbarliche Hilfe ist Nothilfe, wer sie in Anspruch nimmt, tut dies kurzfristig und ausnahmsweise, nicht regelmäßig. Man achtet strikt darauf, dem Nachbarn nichts schuldig zu bleiben, die Hilfeleistung soll eine Ausnahme bleiben, aus der keine Verbindlichkeiten entstehen: Was man geliehen hat, gibt man so schnell wie möglich wieder zurück, manchmal wird die Hilfe sogar bezahlt, damit keine Verpflichtungen sich daraus ergeben können. Nachbarschaftshilfe hat im Wesentlichen Lückenbüßerfunktionen, bis die Verwandten oder Freunde einspringen können, deren Hilfe man grundsätzlich der von Nachbarn vorzieht. Man fürchtet die Folgen allzu großer Nähe zu den Nachbarn, eben weil man der Nachbarschaft nur mit großen Kosten (Umzug) wieder entrinnen kann. Nachbar ist heute nicht mehr so sehr der räumlich Nahe als der zeitlich Nahe, also derjenige, den man schnell erreichen kann und mit dem man durch verschiedene Gemeinsamkeiten sich verbunden fühlt.

Die Nachbarschaft hat also nicht für alle Stadtbewohner gleichermaßen an Bedeutung verloren. Menschen, die nur über geringe Kommunikations- und Mobilitätsmöglichkeiten verfügen, sind auf lokal gebundene soziale Netze stärker angewiesen. Aber heutige Nachbarschaftsgruppen sind typischerweise sehr klein, sie umfassen selten mehr als fünf bis acht Haushalte, und sie sind von geringer Verbindlichkeit. Umfang und Intensität der nachbarlichen Kontakte hängen ab von der Stellung im Lebenszyklus – Familien mit kleinen Kindern sind stärker involviert als Haushalte nach dem Auszug der Kinder –, von der Fähigkeit zur Mobilität, von sozialer und kultureller Nähe, vom Alter und vom Einkommen: Ein wohlhabender Haushalt besorgt sich seine Hilfen über den Markt, nicht von den Nachbarn. Nachbarschaft ist für Kinder, Alte, Behinderte, Hausfrauen, Alleinerziehende und für Arme sehr viel wichtiger als für einen gut verdienenden, hochmobilen, unverheirateten Young Urban Professional.

Deshalb sind Versuche, Nachbarschaften zu planen, wenig erfolgreich geblieben. Vor allem im Zuge der Stadterweiterungen durch große Wohnsiedlungen am Stadtrand war das Thema Nachbarschaft unter Stadtplanern aktuell. Die Planer hofften, im Konzept der Nachbarschaft als einer auf räumlicher Nähe beruhenden Gemeinschaft ein soziales Fundament für ihre Neubausiedlungen gefunden zu haben (Häußerman/Siebel, 1994, 377 f.). Die ersten systematischen Versuche in diese Richtung wurden im Zuge der Planung der New Towns in England

gemacht. Aber diese Hoffnungen haben sich offensichtlich nicht erfüllt, auch wegen der anonymisierenden Architektur und weil diese Einheiten viel zu groß waren (Glass, 1948; Oswald, 1966, 137). Heute zielen vor allem neuere sozialpolitische Strategien in Sanierungsgebieten darauf, informelle soziale Netze unter den Nachbarn zu stärken. Solche Ansätze sind wichtig für die Erneuerung von Problemquartieren, aber sie stoßen an enge Grenzen. Gerade in diesen Gebieten ist das soziale Kapital der Bewohner schwach: Arme können einander kaum mit Geld helfen, Arbeitslose verfügen kaum über Informationen über Arbeitsmöglichkeiten, weil sie keinen Zugang zu Betrieben haben. Und die Hoffnung, unter den problembeladenen Bewohnern könne sich eine tatkräftige Solidarität entwickeln, ist weitgehend Illusion, weil die Bewohner benachteiligter Quartiere unter sehr unterschiedlichen Problemen zu leiden haben, mit dementsprechend unterschiedlichen Interessen. Wenn sich trotzdem nachbarliche Hilfsnetze entwickeln lassen, so sind sie fragil und meist auf kontinuierliche Unterstützung von außerhalb angewiesen.

Schließlich wurde schon mehrfach darauf hingewiesen, dass eine weitgehende soziale und kulturelle Homogenität gefordert ist, damit Nachbarschaft unter heutigen Bedingungen funktionieren kann. Man wird seine Kinder nicht Nachbarn zur Betreuung überlassen, wenn man nicht darauf vertrauen kann, dass sie ähnlichen Erziehungsprinzipien folgen wie man selbst. Wo Nachbarschaften als soziales Beziehungsgeflecht dauerhaft funktionieren, findet man stets eine weitgehende Übereinstimmung in Lebensstil, normativen Orientierungen, Interessen und materieller Lage. Auch räumliche Arrangements können nachbarliche Kontakte fördern, sie dürfen nur keine Kontakte erzwingen. Das würde eher Bemühungen seitens der Bewohner hervorrufen, sich voneinander abzugrenzen. Gute Nachbarschaft setzt eine auch räumlich gesicherte private Sphäre voraus. Deshalb sind durch räumliche Arrangements erzwungene Kontakte der Nachbarschaft eher hinderlich. Damit sich eine der städtebaulichen Gestalt einer Siedlung entsprechende soziale Basis im Sinne eines ortsgebundenen sozialen Beziehungssystems (Nachbarschaft) entfalten kann, ist zweierlei notwendig: eine Abstufung von privaten, halb öffentlichen und öffentlichen Bereichen mit sorgfältig gestalteten Übergangszonen und eine bis in Feinheiten der Lebensweise reichende soziale Homogenität (Vösgen, 1989).

Soziale Homogenität allein garantiert noch keine Nachbarschaft. In bürgerlichen Villenvierteln lässt sich trotz hoher sozialer Homogeni-

tät ein Nachbarschaftsverhalten jenseits von Grußkontakten kaum nachweisen (Oswald, 144). Soziale Homogenität ist eine notwendige, keine hinreichende Bedingung für funktionierende Nachbarschaften. Doch das stellt die Planer vor ein Dilemma. Stadtplaner haben immer versucht, in ein und derselben Siedlung Angehörige verschiedener sozialer Schichten unterzubringen. Soziale Mischung im Stadtquartier sollte die gesellschaftliche Integration fördern, diene also auf der Ebene der Gesellschaft demselben Ziel wie die Planung von Nachbarschafts-siedlungen, nämlich der Integration. Man kann aber nicht gleichzeitig soziale Mischung und funktionierende Nachbarschaft erreichen. Intensive Nachbarschaft durch Siedlungsbau, um das Individuum sozial zu integrieren, steht im Widerspruch zum Ziel der sozialen Mischung, um die Integration der Gesellschaft zu stärken.

### III

Bislang war die Rede von Nachbarschaft als Lückenbüßer und als Aktionsraum für jene, die wie Alte und Kinder keine Alternative haben. Es lassen sich aber drei Gruppen benennen, die Interesse an intensiveren Nachbarschaftsbeziehungen haben, als sie die oben geschilderten höflich-distanzierten Formen nachbarlichen Verhaltens gewähren.

In den 1970er und 1980er Jahren entstanden zahlreiche Projekte geplanter Nachbarschaften, die meist von höher qualifizierten jüngeren Paaren aus der Mittelschicht initiiert wurden, insbesondere von den Frauen. Diese wollten haushaltsübergreifende, nachbarliche Hilfsnetze organisieren, um Hausarbeit, Kindererziehung und Berufstätigkeit besser vereinbaren zu können. Hinzu kam das Interesse, Isolation und Anonymität zu vermeiden. So fügten sich sehr praktische Überlegungen zur Entlastung der berufstätigen Frau durch Zusammenarbeit im Wohnbereich und das Interesse an engerer Kommunikation zu einem Idealbild gelungener Nachbarschaft. Diese Nachbarschaften haben umso besser funktioniert, je höher die soziale und kulturelle Homogenität der Beteiligten war, also auf Basis einer sehr feinkörnigen sozialen Segregation. Das hat gute Gründe. Je mehr und je privatere Lebensbereiche man miteinander teilt, desto wichtiger wird es, dass die Teilnehmer in Fragen der persönlichen Überzeugung, des Geschmacks, des Lebensstils und in ihren materiellen Möglichkeiten einander gleichen. Deshalb dauerten die Planungsprozesse bei diesen Projekten besonders lange, ohne dass am Ende besonders außergewöhnliche Bauten herausge-

kommen wären. Die aufwendigen Planungsverfahren hatten nämlich eine latente Funktion: die Auswahl der Nachbarn. Über der Diskussion von Grundrissen und Bauformen konnte man einander kennenlernen und diejenigen, die nicht hineinpassten, verschwanden im Verlauf der langwierigen Planungen.

Diese neuen, inszenierten Nachbarschaften junger Familien sind ein Beispiel für gewolltes Nahe-beieinander-Wohnen von Menschen ähnlicher Lebenslagen und Interessen. Ein vergleichbares Phänomen findet sich in den Kolonien der Zuwanderer. Auch in deren Quartieren bilden sich häufig engere nachbarliche Kontaktnetze. Dahinter verbergen sich oftmals Verwandtschaftssysteme, die sich über räumliche Nähe zu festigen suchen, es kann sich aber auch um importierte Nachbarschaften handeln, wenn Angehörige desselben Dorfes im Herkunftsland sich in der Fremde wieder als Nachbarn niederlassen. Zuwanderer ziehen möglichst dorthin, wo sie Verwandte oder Bekannte finden, das Phänomen der „Kettenwanderung“. Der neu Zugewanderte, der typischerweise noch nicht in den Arbeitsmarkt und die sozialstaatlichen Netze integriert ist, findet hier Hilfen, erste, häufig informelle Arbeitsmöglichkeiten, Menschen, die seine Sprache sprechen, Schutz vor Isolation und Informationen über die neue Umgebung. Solche ethnischen Nachbarschaften sind Brückenköpfe vertrauter Heimat in der Fremde, die den Schock der Migration mildern und so wichtige Funktionen im Prozess der Integration erfüllen.

Neben dem Wunsch von Frauen, Beruf und Familie besser zu vereinbaren, und neben der besonderen Angewiesenheit von Zuwanderern auf ethnisch gestützte Nachbarschaften wird auch die Alterung der Bevölkerung die Bedeutung von Nachbarschaften stärken. Alter ist in unserer Gesellschaft sozial definiert als die Zeit nach der Berufstätigkeit. Die sozial definierte Phase des Alters dauert heutzutage aufgrund der längeren Lebenszeit zwischen 20 und 30 Jahre. Diese historisch einmalig lange Zeit des Alters wird zu drei Vierteln der wachen Zeit in der eigenen Wohnung und der näheren Wohnumgebung verbracht, weil der Hauptgrund, das Wohnquartier zu verlassen, die Berufstätigkeit, fortgefallen ist, später dann auch aufgrund eingeschränkter Mobilität. Dabei dominiert ein Wunsch: in der eigenen Wohnung, in der gewohnten Umgebung und in der vertrauten Nachbarschaft alt zu werden. Der demografische Wandel wird deshalb die Bedeutung des Wohnquartiers und der Nachbarschaft enorm verstärken.

Das Alter lässt sich nach dem Grad der Autonomie in drei Phasen unterteilen: das autonome, das unterstützungsbedürftige und das abhängige Alter. Mit diesen Phasen steigt die Angewiesenheit auf Hilfen. Viele dieser Hilfen lassen sich über Markt und Staat in Gestalt professioneller Dienstleistungen gewährleisten, also unabhängig von den informellen Hilfen der Nachbarschaft. Eines aber lässt sich nicht professionalisieren und gegen Geld verfügbar machen, und dabei handelt es sich um das, was alte Menschen am dringendsten benötigen: Achtung der Person, Vertrauen und Liebe. Das sind Qualitäten menschlicher Beziehungen, die gebunden bleiben an die informellen Netze der Verwandtschaft, der Freundschaft und der Nachbarschaft. Das leistungsfähigste dieser drei, das Verwandtschaftssystem, wird aber durch den demografischen Wandel und die Veränderungen der Lebensweisen geschwächt: Das Einzelkind zweier Einzelkinder hat nach dem Tod seiner Eltern keinerlei direkte Verwandte. Ähnliches gilt für den lebenslangen Single und die kinderlose Witwe. Für sie alle steht das Verwandtschaftssystem nicht mehr oder nicht in ausreichendem Maße zur Verfügung. Also bleiben nur Freundschaft und Nachbarschaft, beides Systeme, die über lange Zeiträume aufgebaut sein müssen, um sich als verlässliche Netze eines humanen Alters bewähren zu können.

Zuwanderer sind einander wichtige Nachbarn. Typisch für alle Einwanderungsstädte ist deshalb ein Mosaik „urbaner Dörfer“, in denen Einwanderer ein Stück Heimat finden können. Der demografische Wandel kann dazu beitragen, dass Menschen wieder mehr und schon sehr früh in das soziale Kapital einer funktionierenden Nachbarschaft investieren, ähnlich wie das in den Projekten gemeinsamen Wohnens junger Familien der Fall ist. Nachbarschaft verschwindet keineswegs, aber sie nimmt neue Formen an. Früher war Nachbarschaft Schicksal, heute ist sie wählbar, früher war Nachbarschaft eine räumliche Tatsache, die sich sozial organisiert, heute ist sie eine soziale Tatsache, die sich räumlich organisiert.

## Literatur

- Blokland, Talja (2003): *Urban Bonds*. Cambridge: Polity Press
- Glass, Ruth (1948): *The social background of a plan: A study of Middlesborough*.  
London
- Hamm, Bernd (1973): *Betrifft: Nachbarschaft*. Düsseldorf
- Häußermann, Hartmut und Walter Siebel (1994): *Gemeinde- und Stadtsoziologie*.  
In: Kerber, Harald und Arnold Schmieder (Hg.): *Spezielle Soziologien*.  
Reinbek bei Hamburg: Rowohlt. S. 363-387
- Jessen, Johann; Siebel, Walter et al. (1988): *Arbeit nach der Arbeit*. Opladen:  
Westdeutscher Verlag
- Klages, Helmut (1958): *Der Nachbarschaftsgedanke und die nachbarliche  
Wirklichkeit*. Köln/Opladen
- Kluge, Friedrich (1995): *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*.  
Berlin/New York: de Gruyter
- Oswald, Hans (1966): *Die überschätzte Stadt*. Olten/Freiburg: Walter
- Vösgen, Hermann (1989): *Stunden der Nähe - Tage der Distanz*.  
In: Joachim Brech (Hg.): *Neue Wohnformen in Europa*. Darmstadt: Verlag für  
Wiss. Publ., S. 94-107